

November

Autor(en): **Pfister, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

NOVEMBER

Was soll uns dieser neunte Monat des altrömischen Kalenders (lat. novem = neun) schon besonderes bieten! Grau und eintönig hängt der Himmel über dem kahlen Land. Nebelschwaden jagen an den toten schwarzen Baumgerippen vorbei, oder dann rinnt ein trauriger Regen, endlos, auf die Strassen. Nur selten bringt ein kurzer Föhn einige blasse Sonnenstrahlen.

In den Gärten sind die Dahlien vom Nachtfrost verdorben; nur noch melancholische, überständige Winterastern, Chrysanthemen, etwa noch Judenkirschen (*Physalis*) und Stiefmütterchen stehen da. In Feld und Wald finden wir kaum noch bescheidene Blümchen, vielleicht noch Vogelmiere, Kreuzkraut, Hahnenfuss, Ehrenpreis. Und da und dort wird noch eine rote Beere der Eberesche leuchten.

Die meisten Tiere suchen nun ihre Schlupfwinkel auf: Mücken, Käfer, auch einige Schmetterlinge, unter Baumrinden und Laub; Eidechsen und Schlangen verkriechen sich in die Erde; Frösche, Molche, Kröten in dem Schlamm der Gewässer, wo sie ohne Schaden einfrieren können. Auch Säugetiere — Murmeltiere, Fledermaus, Dachs, Hamster, Haselmaus, Igel u. a. — legen sich in der nahrungsarmen Zeit zum Winterschlaf und zehren von ihren Fettvorräten. Andere Tiere, wie Hase und Reh, ziehen ihr Winterkleid an, und die Vögel haben uns nun alle, bis auf die Standvögel (Sperling, Meise, Zaunkönig u. a.) verlassen. Aber einige Wintergäste aus dem Norden, Möven und Taucherli, suchen bei uns nun freundlichere, eisfreie Gestade auf.

So gedenkt auch der Mensch, wenn die Natur nun stirbt, seiner eigenen Toten. Er schmückt zu Allerheiligen ihre Gräber mit immergrünen Kränzen, den Symbolen des ewigen Lebens. Vielerorts wird den lieben Verstorbenen an Allerseelen noch ein Gedeck auf den Tisch oder Speise und Trank aufs Fensterbrett gelegt. Auf vielen Gräbern flackern die Allerseelenlichtchen und nun sollen die Toten in langen Prozessionen durchs Land ziehen und uns besuchen.

Uralt ist dieser Totenkult und Ahnendienst. Als noch die unpersönlichen und sittlich indifferenten Naturmächte in magischer Frömmigkeit verehrt wurden, wurde mit diesem Totendienst an den Vorfahren, denen — als Vorbildern — man sich ver-

pflichtet fühlte und nachzueifern bestrebt war, in der Urmenschheit erst eigentlich die Sittlichkeit geboren. Bei den Griechen waren es die Anthestieren, zu denen man die Totenseelen zum Feste einlud und bewirtete und bei den Römern ging noch in Zeiten des Verfalls von den zu Familiengottheiten — *di parentes* — gewordenen Vorfahren eine gewaltige sittliche Kraft aus.

Bestandteile dieser älteren Seelenfeste und Totenkulte leben noch in veredelter Form in den christlichen Festen von Allerheiligen und Allerseelen, die 835 und 1006 als kirchliche Feste allgemein eingeführt wurden und denen im reformierten Kirchenjahr der Totensonntag entspricht, der seit 1814 von Sachsen her aufkam.

Doch nach den Toten fordern die Lebenden wieder ihr Recht. So spielte im alten Brauchtum der 3. November als Tag des dritten Jägerpatrons Hubertus eine Rolle. Ihm zu Ehren wurden grosse Hetzjagden veranstaltet. Am 6. November folgte der Tag des grossen Bauernheiligen Leonhard, der viele Züge des germanischen Gottes Wodan trägt. Zu seiner Ehre wurden Flurumritte und Wallfahrten veranstaltet. Besonders aber der Tag St. Martinus, Martini, wird noch heute in protestantischen — als Tag Martin Luthers — und in katholischen Gebieten gefeiert. Martini bildet den Abschluss des bäuerlichen Arbeitsjahres. Das Vieh ist im Stall, das Getreide gedroschen und die letzten Baumfrüchte sind gesammelt. Er ist Zins- und Termin- tag und Wetterscheide. Viele Märkte und Messen finden um diese Zeit statt. An manchen Orten setzen Martinsfeuer, Räbenlichterumzüge und Laternenfeste dem dunkeln Winter Licht und Wärme entgegen. Für die Martinimähler müssen vor allem Gänse ihr Leben lassen, denn St. Martinus ist kein Freund dieser Tiere. Als er Bischof werden sollte, versteckte er sich in seiner Bescheidenheit in einem Gänsestall. Doch die Gänse verrieten ihn durch ihr Geschnatter, und seitdem ist der Heilige den Tieren nicht mehr wohlgesinnt.

Der Katherinentag, der 25. November, ist im Welschland ein Festtag der Mädchen, und der Andreastag, der 30., ist als «Lostag» besonders wichtig. Mancherlei verkündet da die Zukunft. Bleigiessen und Eiweiss im Wasser sind als Eheorakel beliebt. Der Bursche, der einem Mädchen am Andreastag zuerst begegnet, werde ihr Mann.

Im Simmental glaubte man, dass der Zukünftige in einem Brunnen sichtbar werde, wenn man zwischen 11 und 12 Uhr zuvor aus sechs anderen Wassern getrunken hat, ohne eine Wasserleitung zu überschreiten. Das Alter des Zukünftigen soll man daraus erkennen, ob ein altes oder junges Schaf blökt, wenn man an die Stalltüre pocht. Die Gestalt des künftigen Ehegemahls zeigt ein Holzschneit an, das man rücklings aus einem Holzstoss zieht. Wenn man den rechten Schuh rückwärts über die linke Schulter die Treppe hinunter wirft und die Schuhspitze nach aussen zeigt, so wird man im kommenden Jahr heiraten.

Bietet er wirklich nichts Besonderes, der November? O doch, aber man muss es zu empfinden verstehen! Wenn der Wind durch die kahlen Bäume harft und die letzten Blätter vor sich hertreibt, wenn nachts die Zugvögel als wildes Wodesheer

oder «Thürstegjeg» durch die Lüfte brausen, dann greift uns die Einsamkeit in dieser Welt mächtig ans Herz. Wenn die Welt tot ist, und nur noch gespenstisch zu leben scheint, wie die Gestalten, die lautlos im Nebel auftauchen und wieder untergehen, dann gewinnt etwas anderes wirkliches Leben: wir selbst. Wenn wir heimatlos in dieser Welt stehen, dann finden wir Heimat in uns selbst. Wir ziehen uns aus der Welt zurück ins Heim, in die Klause und ins eigene Innere, woher doch allein alles Wesentliche kommt. Und wenn mit dem Tag der heiligen Cäcilie die Konzerte beginnen, so erklingt auch in uns eine heimliche Melodie, für die es nur Gehör zu haben gilt. So führt uns der November aus der Welt zu uns selber zurück. Er bereitet auf die stille Winterruhe vor, wo sich an heiligem Feuer neues junges Leben entzündet.

Max Pfister

D E N T O T E N

Ihr wandelt, ob auch längst geschieden,
Im Geiste noch mit uns hinieden
und spendet Trost und spendet Rat.

Was ihr erstrebt, was ihr erlitten,
Liebend gehegt und kühn erstritten,
Wirkt noch hinein in unsern Tag.

Wir sind die Schuldner eurer Taten,
Und unser Pflug und unser Spaten
Gräbt weiter, wo ihr aufgehört,

Und wenn das Feld jetzt Früchte trägt,
Habt ihr den Grund dazu gelegt —
Wir ernten nur, was ihr gesät.

Rudolf Hägni